

Predigt zum zehnten Weihejubiläum
von Weihbischof Dr. Franz Lackner
im Grazer Dom am 8. Dezember
2012

Hochwürdigster Herr Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari,
liebe Mitbrüder im Weihestand,
Priester und Diakone, verehrte
Schwestern und Brüder aus den Ordensfamilien,
Geschätzte Repräsentanten aus dem öffentlichen Leben, Damen und Herren,
liebe Gläubige, vor allem aber: liebe junge Freunde des Weihbischofs,

lieber Weihbischof Franz,

Die mittelalterlichen Biographen verwendeten, um nicht immer wieder von Franziskus reden zu müssen, gerne das Ersatzwort *vir Dei*, der Gottesmann. Heute darf ich dieses Wort als Ersatz für den Titel Weihbischof verwenden. Denn Gottesmann ist ein Bischof doch allemal und in erster Linie. In der östlichen Christenheit, der russischen zumal, gibt es auch eine bedeutungsschwere Verdeutlichung dieses Wortes, wenn sie vom Gottesnarr spricht.

Also, lieber Weihbischof Franz, mit Deiner Erlaubnis möchte ich im Folgenden von Dir als einem Gottesmann sprechen. Ich weiß, es ist ein hohes Wort und man möchte es ins-

tinktiv von sich weisen, weil man ja um die eigenen Brüche und Schwächen weiß; trotzdem, es ist ein Orientierungswort, das uns hilft, am heutigen Fest das Eigentliche festzuhalten. Und weil wir ja in einem Zeitalter leben, das sich gerne als „säkular“ bezeichnet – was ja nichts anderes als heißt als „weltlich“ – darf auch ein Anklang an den Gottesnarr dabei sein. Ist doch, wie Paulus sagt, die Weisheit Gottes für die Menschen eine Torheit. Und dieser Weisheit / Torheit dient ein Gottesmann ja vorrangig, insbesondere wenn er als Bischof, gemäß dem Ur-Amt Christi „Hirte und Bischof unserer Seelen“ (1 P 2,25) ist, von Seelen, die ebenso nach Gott dürsten (Ps 63), wie sie ihn auch immer wieder vergessen (Lk 11,42).

Was macht nun aus einem Menschen einen Gottesmann?

1. Seine Existenz fällt aus dem Rahmen

Der Gottesmann ist kein Mensch, der die gängigen gesellschaftlichen Rollenbilder bedient. So erscheint es schon am Urbild des Gottesmannes, an Abraham. Man sieht an seinem Beispiel: Der Ruf Gottes und das Verlassen eines gesellschaftlich approbierten Platzes, das ist das erste, was einen Gottesmann kennzeichnet. Nicht anders ist es ja beim Mädchen Maria – wie wir im Evangelium ge-

hört haben -, als der Engel Gabriel mit seiner Botschaft zu ihr kommt. Man versteht, dass sie erschrickt über die Verheißung, die er überbringt. „Wie soll das geschehen?“ fragt sie, als sie begreift, was ihr da gesagt wurde: Sie soll Mutter eines Kindes zu werden, dessen Vater der Hl. Geist ist.

So steht beim Gottesmann am Anfang eine Überraschung, die Gott ihm bereitet, ein Neuanfang, den er selbst so nicht planen konnte. Beim Gottesmann glüht fortan unter der Oberfläche seines äußeren Lebens die Lava des Rufes, der alles verändert hat.

Alle, die Dich kennen, lieber Weihbischof wissen, wie die Überraschung des göttlichen Rufes bei Dir ausgesehen hat. Das hier auszubreiten, wäre schon deshalb fehl am Platze, weil Du das selbst in un-nachahmlicher Weise erzählen kannst. Der Gottesmann ist, weil er seinen göttlichen Ruf bezeugt, ein sichtbarer Gottesbeweis. Ein Beweis, der nicht einer gescheiterten Schlussfolgerung entspringt, sondern aus einer oft schmerzlich erlebten Wendung in der Biographie herausleuchtet. Wenn Gott ins Leben eines Menschen einfällt, sagt er nicht: „Mach nur weiter so!“ Dann setzt er vor deinen Lebensplan ein Fragezeichen, und für deinen Weg einen neuen Richtungspfeil.

Und so bleibt es auch später im Leben eines Gottesmannes. Dass Gott ihn überrascht mit etwas, das er selbst so nicht „im Plan haben“ konnte, das kommt immer wieder vor. Es ist ungefähr so wie beim Fußball, von dem Du ja ein Fan bist (die Eingeweihten wissen natürlich auch von welcher Mannschaft): man muss bereit sein für ein überraschendes Zuspiel der göttlichen Vorsehung. Konkret kann das ein unbequemer Bittsteller sein, den dir der liebe Gott an einem ganz gewöhnlichen Werktag über den Weg schickt; oder es kann eine „Steilvorlage“ sein (so sagt man doch im Fußball?), in Form eines großen Amtes, das vor dir auftaucht - so wie du es erlebt hast bei deiner Berufung zum Weihbischof der Diözese Graz-Seckau. Du kriegst einen Ball zugespielt und sollst ihn aufnehmen. Bereit sein für das Zuspiel Gottes – wer weiß für eine andere Steilvorlage? – das macht den Gottesmann aus.

2. Der Gottesmann spricht von Gott

Der Gottesmann ist jemand, der in einer Zeit vordringender Gottvergesenheit, „das unsterbliche Gerücht“ von Gott (wie es der Philosoph Robert Spaemann genannt hat) in öffentlicher Rede bezeugt. Oder vielleicht sollten wir erläuternd sagen: Er ist einer, der aus dem Gerücht, also aus dem, was man nur heimlich sagt, ein öffentliches Zeugnis macht.

Denn in der verborgenen Kammer ihres Herzens ringen ja viele Menschen mit dem Gottesgedanken, sie können ihn nicht abstreifen. Und der Gottesmann? Er blickt nicht erhaben und überlegen auf diese Nöte des Menschen, er kann – wie die Schrift vom Hohenpriester Christus sagt – mitfühlen mit ihrer Schwäche, um ihnen zu helfen, ihr eigenes Gottesgeheimnis neu zu entdecken und zu bejahen.

Aber zunächst gilt: „Wer von Gott spricht, muss von Gott belehrt sein“, wie die die frühen Lehrer der Kirche sagten. Darum ist das Eintauchen in das Wort Gottes der eigentliche Ursprung seines Redens von Gott. Dazu gehört ein freudiger Umgang mit dem Wort Gottes, ein Suchen und Erwarten dieses Wortes, ein Ange-rührt-Werden von ihm. Der Gottesmann spricht von Gott so, dass die Menschen ahnen, das Gottesgeheimnis kann mein Leben verwandeln.

Der Gottesmann ist, wenn er sich an die Menschen wendet, im Innern bewegt vom großen Einladungswort Jesu: „Kommt zu mir, ihr Mühseligen und Beladenen, ich will euch Ruhe verschaffen.“ Darum steigt er hinab in die innere Welt des Menschen mit ihren Verwundungen, Ängsten, aber auch Tröstungen und Hoffnungen. Er lässt sich dazu gerne an die Hand nehmen von den Schriftstellern, deren Sprachkunst

du, lieber Weihbischof gerne bewunderst. Sie bewahren einen vor der Versuchung, Menschen und ihre Schicksale in raschem Urteil oder gar in religiöser Selbstgerechtigkeit abzutun. Die unbegreiflichen Windungen und Wendungen merkwürdigster Biographien, wie sie etwa Gerhard Roth ans Licht hebt, sind für den Gottesmann eine Schule der Ehrfurcht vor dem oft wirren Suchen der Menschen nach ihrem Lebenssinn. Und vom „würdigenden Blick“ auf die Menschen, der das Werk Peter Handkes kennzeichnet, sprach kürzlich Bischof Kapellari, der von uns beiden (und nicht nur uns beiden!) bewunderte Kenner der Literatur.

Das Göttliche Wort der Bibel und das Menschliche der Dichter fließt dann wieder zusammen im Wort des Gottesmannes. Lieber Weihbischof Franz, Deine Zuhörer erleben dich immer so: besorgt um die Menschen, um ihr inneres und soziales Wohl; besorgt darum, dass sie das, was die göttliche Liebe ihnen anbietet, auch annehmen können. Besorgt darum, dass das Wort Gottes in seiner Schönheit und Wahrheit erkannt werde, und betroffen dann, wenn es von menschlicher Großspurigigkeit als „längst bekannt“ und „nicht mehr in unsere Zeit passend“ abgetan wird.

Der Gottesnarr im Gottesmann weiß, dass er dafür auch belächelt wird.

Aber paradoxerweise macht ihn das glücklich: so kann er auch teilhaben an der Geringschätzung, die den geliebten göttlichen Meister trifft.

3. Der Gottesmann steht in der Frömmigkeit des Denkens

Von Martin Heidegger stammt das vielzitierte Wort: „Die Frage ist die Frömmigkeit des Denkens.“ Diese Frömmigkeit stellt sich ein, wenn der Mensch es wagt, fragend in den Abgrund des Nichts zu blicken: „Warum ist überhaupt etwas und nicht nichts?“ Die Wissenschaften erforschen nur das „Wie“ der Welt. Aber dass sie überhaupt da ist, ist ja das Aufregende. Mit Ludwig Wittgenstein gesagt: „Nicht *wie* die Welt ist, ist das Mystische, sondern *dass* sie ist.“

Lieber Weihbischof Franz, Du bist einer, der dieses Fragen an der Hand unseres großen Franziskaner-Philosophen, des Johannes Duns Scotus gelernt und vertieft hat. Wer solches Denken praktiziert, wird frei davon, alle Dinge nur von ihrer Nützlichkeit und Organisierbarkeit her zu beurteilen. Sie gleich schon für die eigenen Ziele zu verzwecken. Solches Denken beherrscht unser gesellschaftliches Leben. Wie schön ist es aber, alle Dinge zuerst einmal von ihrem rätselhaften Sein-Können her zu betrachten. So wie es der Psalmvers tut: „Herr, was ist der

Mensch, dass du an ihn denkst, des Menschen Kind, dass du seiner dich annimmst?“ (Ps 8)

Warum gibt es uns überhaupt? Wozu sind wir da? Würden wir solche Fragen nicht stellen, welchen Sinn könnten dann die Antworten des Glaubens haben? Wir könnten sie nur hersagen, aber die Tiefe ihres Sinns nicht genießen. Die Metaphysik – so heißt diese Wissenschaft, die sich traut, am Abgrund des Nichts-eins zu denken – ist ein Atemholen der Seele in den großen Fragen. Schon Aristoteles hatte von ihr gesagt: „Es ist zwar jede andere Wissenschaft nützlicher als sie, aber keine ist würdiger.“ Anders gesagt: keine tut der Seele so wohl. Und im Hinblick auf den Glauben gesagt: Die Metaphysik öffnet die Fenster des Denkens, und man blickt in die ferne Landschaft des Glaubens.

Du, lieber Weihbischof Franz, hast auch in Deinem Amt die Philosophie-Vorlesungen in Heiligenkreuz weiterführen wollen. Du liebst es, insbesondere jungen Menschen die Frömmigkeit des Denkens zu vermitteln. Du bezeugst darin die Aufgabe der Kirche, „mit der menschlichen Gesellschaft, in der sie lebt, in ein Gespräch zu kommen“ (*Christus Dominus*, Nr. 13)

Dazu noch ein anschauliches Beispiel: In einem Bericht über seine

Verkündigung in der fast vollständig atheistisch gewordenen Gesellschaft der ehemaligen DDR erzählt ein Jesuit, alle Versuche, für Bibel oder Credo das Interesse der Menschen zu wecken, seien fehlgeschlagen. Sein größter Erfolg sei gewesen, dass ihn in Leipzig, wo er mit einigen Mitbrüdern lebte, der „Club der Nachdenklichen“ als Mitglied aufgenommen und schließlich zum Leiter gewählt habe. So etwas Ähnliches war und ist auch dein Anliegen, lieber Weihbischof. Für Kirche und Gesellschaft einen Kreis von Nachdenklichen anzuregen, sie zu ermutigen, „sich des eigenen Verstandes zu bedienen“, wie es Meister Kant gesagt hat. Denn das dürfte wohl außer Zweifel sein: Wenn es der Kirche gelingt, die Nachdenklichen um sich zu scharen, hat sie den besseren Teil der Gesellschaft gewonnen!

4. Der Mann Gottes im kirchlichen Amt

Das Amt hat in der Kirche wesentlich eine Gemeinschaftsfunktion. Denn eine Gemeinschaft wird getragen vom Gefühl des Zusammengehörens und vom Willen, die gemeinsame Aufgabe zu erfüllen. In der Kirche ist das die vom Hl. Geist gewirkte Zusammengehörigkeit im Zeugnis für Gott und im Dienst an den Menschen. Das zu fördern und zu stärken ist die wesentliche Aufgabe des Amtes in der Kirche.

Anders ist es in der Gesellschaft: sie lebt vom Nutzen, den die verschiedenen Interessengruppen aus ihrem Austausch ziehen. Darum ist in der Gesellschaft das Amt vorwiegend eine Vertretung von partikulären Interessen. Für die Kirche gilt hingegen (oder besser: sollte gelten): Das Amt bezeichnet und bewirkt die Gemeinschaft.

Um dem zu entsprechen braucht der Gottesmann ein weites Herz. Das Herz ist das Organ für die Wahrnehmung des Anderen und der Anderen, es ist das Organ der Gemeinschaft. Der Verstand hingegen ist das Instrument der Interessen. Und darum hat das Herz andere Sorgen als der Kopf.

Der Gottesmann steht mit diesem Sinn für Gemeinschaft im Dienst der eigentlichen Sendung der Kirche: nämlich – mit den vielzitierten Worten des Konzils - die Menschen mit Gott und untereinander zu verbinden. Das mag leicht als rein innerkirchliches Programm erscheinen, ist aber in Wirklichkeit für die Gesellschaft von eminenter Bedeutung. Was würde aus dem Staat, wenn es darin nichts anderes mehr geben würde als vorteils- und interessengeleitete Standpunkte? Wären dann am Ende nur mehr jene maßgeblich, die ihre Interessen am besten durchsetzen können? Wer das zu Ende denkt, versteht, dass es unter den Nach-

denklichen (von denen schon einmal die Rede war), immer mehr Leute gibt, die erkennen, dass Staat und Gesellschaft von Voraussetzungen zehren, die sie selbst nicht erzeugen können.

Sagen wir es mit einem neudeutschen Wort: Die Kirche gibt der Gesellschaft einen unersetzlichen, aus dem Evangelium geschöpften Input an Sinn, an Motivation für die Hilfe in Notfällen, für den Schutz des Lebens, zur Förderung der Familie, an Motivation zu freiwilligen Diensten, an Hilfe zur Leibbewältigung, sie leistet reale Praxis in weltweiter Solidarität (in Österreich € 100 Mio im Jahr 2011) und ökologischer Bewusstseinsbildung.

Ein solcher Input ist in besonderer Weise dem Amt in der Kirche zugewiesen. Und an dieser Aufgabe beteiligst Du Dich, lieber Weihbischof in unermüdlichem und freudigem Einsatz, besonders unter den jungen Menschen. Darum fühlen sich insbesondere die jungen Leute von Dir, so habe ich es erlebt, verstanden, vertreten und getragen.

5. Der Gottemann lebt im marianischen „Gerne“

Kann man sich vorstellen, dass ein Gottesmann seine Dinge mit „zusammengebissenen Zähnen“ betreibt? Vielleicht nicht gerade nach außen sichtbar, aber innerlich unter

Druck, erfolgssüchtig und effizienzorientiert? Man kann sich das so wenig vorstellen, wie dass die Jungfrau Maria ihr Jawort unter Druck und in Eile gegeben hat. An Maria lernt die Kirche zu jeder Zeit, so sagen es die Kirchenväter, die bräutliche Liebe zu ihrem Herrn. Und eine bräutliche Liebe ist erfüllt von inniger Verbundenheit mit und von froher Bereitschaft für den Bräutigam Christus. Man weiß, diese Terminologie der Mystik klingt in modernen Ohren überspannt. Das darf aber kein Grund sein, die angezielte Sache nicht ernst zu nehmen.

Es war der schon zitierte Franziskaner-Theologe Johannes Duns Scotus, der aus der Meditation über das Jawort Marias zur Erkenntnis gekommen war, dass sie von der Erbsünde frei sein musste. Wie sonst hätte sie ein vorbehaltloses Ja zu ihrer Erwählung, die Mutter des göttlichen Sohnes zu werden, geben können? So geht Maria mit ihrem Ja allen unseren brüchigen und skeptischen und bedingten Zustimmungen zum Wort und Plan Gottes voran. Wir können gewissermaßen in ihr Jawort eintreten, uns von ihm behüten und ermutigen zu lassen. Die marianische Kirche, die Kirche der bräutlichen Liebe zum Herrn, bildet darum auch die Grundlage der petrinischen Kirche, der Kirche des Amtes (wie der Theologe Hans Urs von Balthasar

nicht müde wurde zu betonen), des notwendigen Planens und Vorsorgens in der realen Kirche.

Deshalb ist die im Typus Mariae anschauliche Weiblichkeit das eigentliche Inbild der Kirche, nämlich „unter der Rücksicht des Glaubens, der Liebe und der vollkommenen Einheit mit Christus“ (LG Nr. 63). Bei allem Ringen der Hirten und der kirchlichen Entscheidungsträger auf allen Ebenen: es braucht doch immer wieder diese Orientierung am innersten „Gerne“, in dem Maria ihr Wort der Zustimmung gegeben hat.

Du, lieber Weihbischof Franz, vermittelst uns – bei allen Sorgen, die natürlich auch Dich belasten – doch Deine fundamentale Zustimmung zu den Wegen, die Gott für Dich und für die Kirche unserer Tage vorgesehen hat. Für den Dank ist die Eucharistie der eigentliche Ort. Denn es ist, nach den Worten von Franziskus Christus, der dem Vater für alles den allein angemessenen Dank sagt. Den menschlich zu sagenden Dank hat im Namen der ganzen Diözese unser Diözesanbischof zu Beginn der hl. Messe zum Ausdruck gebracht. Die Immaculata, die ohne Erbsünde empfangene Gottesmutter Maria, möge Dich als Gottesmann erhalten und Dein bischöfliches Wirken immer segnen. Amen.

Graz, 4. 12. 2012

Gedenktag des seligen Johann Nepomuk von Tschiderer, Bischof von Trient (+1860)

P. Willibald Hopfgartner OFM